

Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 22

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weltwochenschau

„Sammlung nach der Mitte.“

Am großen Parteitag der freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz in Luzern sprach Minister Stucki bedeutsame Worte über die Sammlung des schweizerischen Volkes um ein Programm der Mitte. Die Richtliniengruppen könnten nicht den Anspruch erheben, ein solches zu bieten. Blieben sie aber unter sich, würde nach und nach auf der Rechten ein „Bürgerblock“ entstehen, und links und rechts würde sich ein Heerlager bilden, das für sich allein zu schwach wäre, den Kurs zu bestimmen, jedoch stark genug, um zu sabotieren und zu stören, und aus solchem Chaos würden leicht Bürgerkrieg oder Diktatur hervorgehen. Darum: Sammlung um ein brauchbares Programm der Mitte. Die Leute von den „Richtlinien“ hätten einen Anfang gemacht. Ihr Bekenntnis zu Demokratie, zur geistigen und militärischen Landesverteidigung, zur Erhaltung des religiösen Friedens, zur sozialen Gerechtigkeit und zur Förderung der größtmöglichen Wohlfahrt aller wichtigen Volksteile würden als Kern des Programms anerkannt werden können.

Was müßte aber nach Minister Stucki darüber hinaus in einem solchen Programm stehen? Einmal eine Anerkennung der föderalistischen Grundstruktur der Schweiz. Anerkennung des Privateigentums. Anerkennung der Regel, daß die Wirtschaft auf dem Individuum und nicht auf dem Staat beruhe. Klare Erkenntnis der Pflichten des Staates. Ebenso klare Erkenntnis seiner „begrenzten Möglichkeiten“.

Ferner: Es müßte als Grundsatz anerkannt werden, daß gesunde Staatsfinanzen im Interesse aller Volksteile liegen. Daß seine Hilfeleistung ihre Grenze finde in seiner Finanzkraft. Und daß diese Finanzkraft wiederum ihre Grenze habe in der Tragfähigkeit der Wirtschaft. Anerkennung weitgehender sozialer Pflichten des Kapitals und umgekehrt Vermeidung zu schwerer Belastung des Kapitals, weil dadurch Schaden für alle Volksteile entstehen würde.

Ferner: Parteien, nicht aber Klassenkampf als Idee!

Bei der nähern Umschreibung der „Pflichten des Staates“ ist Dr. Stucki der Ansicht, der Vater Staat sei nicht in der Lage, allen Volksgenossen genügendes Einkommen zu sichern. Und der Staat dürfe keine neuen Aufgaben übernehmen, wenn die Mittelbeschaffung die Wirtschaft zu schwer belaste. Dagegen dürfe, sofern der Staat dringliche Aufgaben zu lösen habe, nicht das „ausgeglichene Budget“ an erste Stelle gerückt werden; ein Staatspump sei in diesem Falle besser als untragbare Belastung der Wirtschaft.

Es ist ziemlich sicher, daß binnen Kurzem vom Freisinn ein Sammlungsruf im Sinne dieser Ausführungen Minister Stuckis erfolgt, und fast ebenso sicher, daß die Richtliniengruppen versuchen werden, als „linke Hauptgruppe“ mitzumachen. Zu diesem Sammelprogramm nur eine einzige Bemerkung: Warum kein Wort über die eine zentrale Aufgabe des Staates? Ueber die Gestaltung des Geld- und Kreditapparates? Man kann der Meinung sein, daß der Staat überall, wo er wirtschaftet, pfuscht. Der Bankbeamte als Staatsfunktionär aber, das wäre akzeptabel.

Ernstgemeinter Vermittlungsversuch.

Aus „beiden spanischen Lagern“ (wahrscheinlich jedoch eher aus bürgerlichen Kreisen beider, als direkt aus den Hauptquartieren), sollen bei verschiedenen europäischen Kanzleien Anfragen eingegangen sein, ob nicht die Möglichkeit bestünde, zu vermitteln. Daraufhin soll sich der französische Außenminister von Delbos mit dem britischen Kollegen Eden ins Einvernehmen gesetzt haben, übrigens auch mit dem belgischen Kollegen Spaak. Und Eden seinerseits machte sich auf und richtete eine Note an die Mächte des Nichteinmischungsabkommens. Inhalt: Es möchte zwischen den beiden Parteien ein Waffenstillstand abgeschlossen werden, während dessen Dauer

die „Freiwilligen“ beider Lager Spanien verlassen würden. Den Rest hätten nachher Franco und seine Gegner selbst auszufechten. Frankreich hat sofort, wie es verabredet war, mit Ja geantwortet. Italien und Deutschland lassen sich, wie üblich, Zeit, und bereits findet die deutsche Presse, es gebe auch andere Punkte, die beim Abschluß des Waffenstillstandes mit berücksichtigt werden müßten, z. B. die Verwendung des Goldschatzes zur Bezahlung von Waffenlieferungen; bekanntlich hat nicht Franco diesen Goldschatz der Bank von Spanien erwischt, sondern Azana . . .

Was mag nun hinter diesem „ernstgemeinten Antrag“ Englands stecken? Man muß ein wenig weiter ausholen. England wird kaum die Initiative zu solcher Vermittlung ergreifen, wenn ihm nicht wenigstens die Möglichkeit eines Erfolges als wahrscheinlich vorkommt. Eine solche Möglichkeit ist von dem Moment an gegeben, wo die Parteien die Ausichtslosigkeit des Prozesses einzusehen beginnen. Und zwar nicht nur die Parteien in Spanien selbst. Wichtiger sind Rom und Berlin.

Nun, Berlin ist ziemlich müde. Es werden allerlei Äußerungen wichtiger Leute herumgeboten. So soll sich Blomberg, der Reichswehroberste, während der britischen Krönungsfeierlichkeiten ziemlich pessimistisch über die Angelegenheit ausgesprochen haben. Dazu gibt es innerpolitische Rückwirkungen im Reich, die man nicht unterschätzen darf. Wenn sich eine Presse sechs Monate lang mit der Einnahme Madrids, die „unmittelbar bevorsteht“ blamiert hat, und wenn ein unauffindbarer Radiosender Abend für Abend die Lage in Spanien so schildert, wie es Goebbels nicht haben will, möchte man wirklich lieber aus der Sache herauskommen. Wie aber stehts mit Rom? Gewisse Anzeichen lassen vermuten, Mussolini sei plötzlich von Sorgen über die Entwicklung in seiner unmittelbaren Nähe befallen worden und möchte womöglich die Kräfte seiner Freiwilligen und Unfreiwilligen anderswo konzentrieren.

Vielleicht steckte ihm die Reise des österreichischen Außenministers Dr. Guido Schmidt ein Licht auf. Schmidt hat London, Paris und Bern besucht und über allerlei verhandelt. Und es wurde dabei offenbar, wie weit England reif geworden, sich an der Unabhängigkeit Oesterreichs und dem status quo im Donaubekken zu interessieren. Es will nicht nur auf wirtschaftlichem Boden, es will auch anderswie helfen. Mit andern Worten: Oesterreich hat sich in Paris und London rückversichert, um die Beziehungen zur Tschechoslowakei auszubauen, nachdem Mussolini in Venedig Schuschnigg ein solches Unterfangen förmlich verboten wollte. Wenn die Oesterreicher dabei erklären, die auszubauenden Beziehungen ruhten auf der Grundlage der Römerprotokolle, so mutet dies wie das bekannte Rätsel an, das mit den Worten schließt: „Damit mans nicht merkt.“ Mussolini war äußerst schlau: Er trat Oesterreich gleichsam an Hitler ab und hoffte, gerade dadurch den Unabhängigkeitswillen des schwarz-roten Wien aufzustacheln: Eine von Italien gewonnene „Kleine Entente“ sollte dann das widerspenstige Oesterreich stützen. Nun ist Schuschnigg selbständiger, als man in Rom erwartet hatte. Und die Kleine Entente keineswegs so reif, an Italien zu fallen, wie man nach dem Belgrader Abkommen annahm. Mit einem Worte: Mussolini wünscht, die sich verwirrenden Zügel der Donaupolitik mit beiden Händen packen zu können und möchte darum die in Spanien gebundene Hand unauffällig freibekommen.

Diese Gründe sind so offenkundig, daß andere dahinter zurücktreten. Sogar die festgefahrenen Fronten bei Madrid, in Andalusien und vor Saragossa spielen nicht die Rolle, die man vermutet. Sie sagen lediglich, daß der Duce und Hitler einsehen, was alles notwendig wäre, um der Sache Francos einen hilfreichen Stoß zu geben: Zu den hunderttausend Soldaten ein zweites Hunderttausend, und zu den vorhandenen Flugzeugen nochmals die gleiche Zahl. Denn die Valenciaregierung konsolidiert sich. Die Umbildung der Führung wird Wirklichkeit, zivil und militärisch. Ein neues Kabinett, ohne die Gewerkschaften, faßt die „Ordnungselemente“ zusammen.

men: Sozialisten und Kommunisten repräsentieren neben Linksrepublikanern die Kräfte, die gegen Anarchisten und Freischaren die Disziplin durchsetzen wollen. Caballero macht Negrin Platz. Die militärische Oberleitung erhält als Generalstabschef den Obersten Rojo. Man vermutet eine von langer Hand vorbereitete Großoffensive an unbekannter Stelle, mit Hunderttausenden neu ausgebildeter Soldaten. Um einem solchen Stoß zuvorzukommen, wird der Waffenstillstand gewünscht.

Es gibt aber noch andere, nur für die Diplomaten wichtige Ursachen des englischen Versuchs. Spanien hat im Völkerbund eine geharnischte Klage gegen Deutschland und Italien eingebracht: Der Fall einer Invasion liege vor. Also jener Fall, auf welchen hin der Völkerbund verpflichtet sei, gegen feindliche Mitglieder einzuschreiten. England und Frankreich können dem Völkerbund die Blamage eines neuen Versagens nicht zumuten. London und Paris sind darum auf Valencia wütend. Die Einleitung von Waffenstillstandsgesprächen wird den Protest von Valencia „zudecken“. Skeptiker sagen, der Antrag sei nicht ernster, wirklich nicht ernster gemeint! Aber die Skeptiker haben Unrecht. Im Diktatorenlager besteht wirklich, trotz der Siege vor Bilbao, Verhandlungsbereitschaft. Denn Wien ist wichtiger als Bilbao, und „die Kastanien sind heiß“. Man wird das an der Promptheit sehen, womit Barcelona und Valencia keinen Frieden ohne die Unterwerfung Francos proklamieren.

—an—

Du bist die Kraft

Von Peter Bratschi. *

Noch immer gilt ein falsches Recht:
„Ich bin der Herr — du bist der Knecht.“
Der Kampf ist alt — der Kampf ist neu;
Wann wird die Arbeit endlich frei?
Du schürst die Esse, schwingst den Stahl
Du deckst den Tisch zum prunken Mahl,
Du schaffst den Reichtum, mehrst das Brot,
Doch deine Kinder leiden Not.

Aus deiner Hand der Segen quillt,
Der Wohlfahrt zeugt und Speicher füllt.
Du bist die Kraft, die schöpft und baut;
Du fühlst es wohl, dein Herz pocht laut.
Du bist so arm und bist doch reich:
Du weißt von einem lichten Reich,
Von einer großen, schönen Zeit,
Die dich erhebt und dich befreit.

(*Aus „Fahrt. Gedichte.“)

Kleine Umschau

Manchesmal läuft z'Bern überhaupt nichts, manchesmal gehts aber so lebhaft zu, daß man vor lauter „Quege“ gar nicht zum Quege kommt. Und so ähnlich ist es auch dormalen, es wäre so viel zu berichten, daß man gar nicht mehr weiß, wo man eigentlich beginnen sollte und darum lieber gar nicht anfängt.

„Bern in Blumen“ ist zwar noch gar nicht aufgeblüht, aber es liegt doch schon in der Luft. Dermalen sieht man in Wirklichkeit noch gar nicht viel davon. Höchstens hie und da ein paar „Fisel“, die in einem Handkarren Blumenerde aus dem städtischen Depot holten und nun in ihr elterliches Heim befördern. Wenn man aber seiner Phantasie ein ganz klein wenig Ferien gibt und sie frei herumflattern läßt, dann sieht man schon den großen Betonkloß unserer Großgarage unter einem Meer von Blumen verschwinden. Man sieht die festesten und erotischsten Blumen der Welt aus den Kerkerfensterchen der fenstrecht Wand herausklettern, das graue Gemäuer überfluten und in einen Kletterblumenvorhang verwandeln. Man sieht die Terrasse ob der Garage schon als südländischen Dattelpalmen-

hain und den Münzrain als üppig wuchernde Dschungel der schönsten, größten und duftendsten Havai-Blüten. Also, daß aus der dem Gerbergraben entstiegene Steinwüste die schönste Dase aus „Tausend und einer Nacht“ erblüht ist. Und man sieht auch die übrigen 30 000 Fenster der Bundesstadt im Lichte von mindestens 150 000 rot erglühenden Geranien- und anderen Stöckeln aufflammen. Und so man Statistiker ist, zählt man die rund 28 000 bildhübschen Mädchen-, Fräulein- und Frauenköpfchen, die freundlich lachend zwischen den Geranienstöcken herausgucken und freut sich der wunderschönen Dauerwellen auf diesen Köpfchen. Und man fragt sich, ob nicht zur Erzeugung der für Pflanzen so gedeihlichen feuchten Treibhausluft eigentlich wassergewellte Mädchenköpfchen vorteilhafter wären? Wenn aber einige, dieser meiner statistischen Daten nicht genau stimmen sollten, so wolle man gütigst bedenken, daß auch der gewissenhafteste Statistiker den Kopf verlieren muß, wenn er zu gleicher Zeit mindestens 56 000 braune, blaue, graue und schwarze, spöttisch funkelnde weibliche Augen im Geiste auf sein ergrautes Haupt gerichtet fühlt.

Aber nicht nur die Stadt, auch der „Dähler“ wird von Tag zu Tag lebendiger und romantischer. Es braucht schon gar keine Schenkungen und Zuwendungen mehr, denn die Walliser Ziege hat in vorbildlicher Weise mit dem Eigenzuwachs begonnen und einem reizenden Kitzchen das Leben geschenkt, das nun mit zierlichen Kapriolen die Mama umspringt. Die Hirsche und Rehe haben sich schon eingelebt und lassen sich, — notabene Männlein wie Weiblein, — ganz unparteiisch von den Menschen beiderlei Geschlechtes bewundern. Auch die beiden Elche haben bereits jede Zimperlichkeit und Fremdtuerlei abgelegt und benehmen sich ganz so, wie wenn sie zu Hause in Livland oder Litauen wären und nicht im heimeligen, alten Bern, wo das Abknabbern von öffentlichen Bäumen eigentlich polizeilich verboten ist. Uebrigens, wer weiß, vielleicht stammen sie auch aus Kanada. In ihren Bewegungen haben sie unbedingt etwas salopp amerikanisches und hochbeinig gezückt sind sie auch, wie ich dies einmal nach einem internationalen Skirennen in einer Sportzeitung von den kanadischen Sportgirls las. Die Lamas allerdings benehmen sich eher wie die verarmten Nachkommen der Inkas und schämen sich nicht im geringsten, das Publikum anzubetteln. Allerdings betteln sie nicht um Feuerwasser und Raubtabak wie die Indian-Girls, sondern um nahrhaftere Dinge, trotzdem sie allesamt die moderne „Mae West-Linie“ schon überschritten haben. Ganz aristokratisch aber benehmen sich die Steinböcke und Steinwild Damen. Sie schauen von ihren schroffen, künstlichen Graten ganz verächtlich auf das liebe Publikum herab. Der Senior der Böcke steht oft stundenlang auf dem höchsten Kunstfelsen und starrt bewegungslos ins Aaretal. Jedenfalls träumt er von irgend einer ungezügelten, wilden und demokratisch ganz uneingeschränkten Freiheit, ohne Steuern und Militärtagen, von einer Freiheit, die wir irdischen Menschen uns überhaupt gar nicht mehr vorstellen können. Wildsäue und Büffel führen dagegen ein idyllisches, sorgloses Dasein, das weder durch Pflichten noch durch Ideale verkümmert wird. Sie leben ganz einfach und sonst gar nichts. Am schönsten ist's aber vielleicht doch noch auf der Vogelwiese, obwohl meine zoologischen Kenntnisse für diese bei weitem nicht reichen. Vom Teichufer aus könnte man den beweglichen kleinen Taucherlis stundenlang zusehen und sie um ihre Lebensfreude beneiden. Und ebenso bewundert man die auf einem Bein stehenden Reiher, Störche und Flamingos ob ihrer philosophischen Lebensweise. Von einem so grübelnden Udebar erklärte sogar jüngst ein kleines Fräulein: „Also siehst Du, der Storch ist doch kein Märchen.“ Sie war aber doch noch zu jung, als daß ihr die Wirklichkeit des Storches hätte gefährlich werden können. Und mitten durch das ganze zoologische Gewimmel von Enten und Gänsen rudern die stolzen Schwäne, und tun genau so hochmütig, als ob der „Lohengrin“ eigens nur wegen ihnen komponiert worden wäre. Wer aber auch im Dähler seine Phantasie in die Zukunft schweifen lassen will, der kann sich ja während der „Bern in Blumen-Zeit“ die Wildsau ganz gut mit einem